

Wenn Mörder, Dealer, Diebe singen



Die Gala: In Wologda treten die besten Sänger auf, die ein Casting unter russischen Mördern, Räubern, Dealern fand.

Foto Manuel Fenn

Der Drogendealer singt besser als der Mörder, doch nicht so gut wie dieser andere Mörder, der sagt, dass er kein Mörder sei. So ungefähr geht die Dokumentation „Von Sängern und Mördern“, die russische Gefangene zeigt, die singen – im großen Wettbewerb „Kalina Krasnaja“, der jedes Jahr die besten Sänger unter den Inhaftierten Russlands sucht.

Wozu jetzt, bitte schön, ein Film über die einfachen und echten Straftäter in Russland? Es gibt doch die politisch Inhaftierten, viele, und einen, der es schon bald wahrscheinlich sein wird – ja, Kirill Serebrennikow. Sein Schuldspruch, so sagt man es in Russland, ist schon lange geschrieben. Klar, Serebrennikow ist schillernder als die Knastbrüder und Knastschwestern, die getötet, geklaut und gedealt haben. Doch die Geschichten der einfachen Verbrecher zeigen nicht weniger dieses Land, in dem „Kultur“ und „Knast“ schon immer zwei verwandte Worte waren. Warlam Schalamow hat es vorgeführt und Alexander Solschenizyn. Doch es ist nicht nur große Literatur, die aus den Lagern kam, es ist auch die Musik. Das russische Chanson gehört im Jetzt zum großen Genre Pop in Russland, die ersten Chansons aber gehörten Kriminellen. Anfang des 20. Jahrhunderts besangen sie ihre Verbrechen und baten um Entschuldigung,

meistens bei Mascha oder Dascha oder wie immer die Geliebte hieß. Dann änderten sich Texte, Lieder, der GULag kam, massengemordet hat man dort, doch gab es auch eine „verordnete Musikausübung“, die Insassen erziehen, disziplinieren, produktiver machen sollte. Weil Plan und Wirklichkeit nie gute Freunde waren in dem sowjetischen System, kam es oft vor, dass Musikern am Horn im eisernen Sibirien die Lippen festfroren, wenn sie bei Minus 50 Grad den Morgenappell spielen mussten, und die Cellisten verloren in der Kälte ihre Finger. Trotzdem und deshalb gab es in Lagern Wettbewerbe für Musiker, für Komponisten, seit 1936 liefen sie.

„Kalina Krasnaja“ läuft seit 2003. Es sitzen nicht mehr mehrere Millionen ein, sondern 900 000 Russen. Das sagt Wjatschislaw Klimenkov hinein in die Dokumentation, er ist der Gründer von „Kalina Krasnaja“, ein Plattenboss, er lächelt, hat eine hohe Stirn, die unentschieden ist, sie weiß noch nicht, ob sie zur Glatze werden will. Sehr offizielle Zahlen sprechen von nur 700 000 Inhaftierten. Genauso offiziell darf jeder der Gefangenen teilnehmen an „Kalina Krasnaja“. Natalia Abaschkina, die Regisseurin dieses Wettbewerbs, geht jedes Jahr auf die Suche nach gefangenen Talenten, und die Dokumentation geht mit. Es ist 2014. Die Sanktionen gegen Russland laufen. In Lagern

drehen dürfen deshalb nur Russen, nicht Stefan Eberlein, der deutsche Regisseur. Er schickt Kollegen. Und das ergibt einen seltsamen, spektakulären Blick, der fern und nah ist, mal superrussisch und dann superdeutsch. Alles zwischen Melancholie und Ordentlichkeit.

Im Film folgen in Schnitten die vollen Lager auf die leeren Landschaften und die zu schmalen Gänge der Gefängnisse auf die zu breiten Straßen von Moskau, von St. Petersburg, von Brjansk. Die Straßen, zur Sowjetzeit gebaut, sollten den Menschen zeigen und zeigen ihnen noch immer, wie klein sie sind, wie nichtig. Und was zeigen die Lager? Sonnenschein über Baschkortostan. Maxim wird angezogen, dann schiebt ein anderer Häftling ihn in eine leere Lageraula. Maxim kann selbst nicht gehen, er sitzt im Rollstuhl. Sein Gesicht sieht so aus wie ein perfekt gekochter, prall gestopfter Pelmeni, die Teigtaschen, die man in Russland mit Schmand isst. Natalia Abaschkina begrüßt Maxim, dann singt er. Mit einer Stimme, die alle leeren Plastikstühle dieser Aula brechen will. „Kaum atmend habe ich dich angeschaut, und meine Seele begann zu weinen“, singt er. Natalia Abaschkina weint.

Wie ferngelenkt singt man mit ihm, denn dieser Die-Seele-heult-so-schwer-Hit prägt sich schnell ein. Maxim schreibt seine Lieder selbst, sein Superhit



Strafkolonie Nr. 2, Baschkortostan: Der Drogenschmuggler Maxim Kust nimmt seinen nächsten Hit auf.

Foto Denis Klebeev

Jedes Jahr sucht ein Wettbewerb die besten Sänger unter russischen Gefangenen. Ein Dokumentarfilm begleitet jetzt diese Suche und zeigt, warum in Russland Kunst und Knast schon immer miteinander verwandt waren

„Der weiße Schnee“, performt vom russischen Popsänger Artur, hat 28 Millionen Aufrufe auf Youtube.

Maxim sitzt jetzt im Hof, er lächelt, er erzählt: „Ich habe den Transport von Marihuana von der Ukraine nach Brjansk organisiert.“ Zu seiner Drogenschmugglerbiographie brachte Maxim ein Unfall, der ihn in den Rollstuhl zwang. Er hätte danach wieder gehen können, doch die Operation sollte 50 000 Dollar kosten, die wollte er mit Gras verdienen. Hat nicht geklappt, zehn Jahre saß er schon, jetzt hat er noch fünf vor sich.

Wenn die Musik im Film ausgeht, wenn dann die saubersten, die ordentlichsten Lager eingblendet werden, ist man erschrocken über diesen deutschen Film, denn dann denkt man, dass er russische Propaganda zeigt, da dieser Wettbewerb eines sagt: Das System der Straflager Russlands ist menschlich und ist tadellos. Doch den Instinkt, der ab und an im Kopf kurz „Propaganda“ schreit, betäuben immer wieder die Lieder der Gefangenen. Da singt der glückliche unglückliche Räuber und Mörder Sergej von Dörfern, Mücken und vom Sonnenschein, und man hört, fühlt und riecht auf einmal das Leben auf dem Land. Dann singt ein anderer Mörder, ein anderer Sergej, zuerst singt er von seiner Unschuld und dann vom letzten Tropfen Blut, er singt erschütternd, dass sein

Herz klopft und diesen letzten Tropfen durch den Körper treibt. Sergej klingt so wie Wladimir Wyssozki, vielleicht noch trauriger, noch rauher.

Der Film geht durch die Lager, durch die Aulas, hinein in einen Büroraum. Dort sitzt das Auswahlkomitee des Wettbewerbs. Es sind Beamte, Produzenten, Musiker und Radiomitarbeiter, sie suchen aus den Hunderten Bewerbungen die besten aus. Es gibt keinen Preis und keine Freiheit, nur eine Abwechslung, einen Gefangenentransport zur großen Gala in Wologda. Vor einem Flatscreen sitzt da das Komitee, und dann erinnert dieser Film an eine ganz normale Castingshow. Zuerst geht es darum, dass es „immer zu wenig Mädchen“ gibt. Dann geht es um Maxim, ein Anzugmann sagt da: „Wenn der nicht sitzen würde, hätte er eine reale Chance, ein großer Star zu werden.“ Darauf sagt dann ein anderer: „Vor allem mit dem Rollstuhl, das ist jetzt angesagt.“

Casting und Knast passen im Putin-Russland gut zusammen. Denn die, die nicht sehr viel von Putin halten, kommen nicht selten in Gefängnisse, einige werden dann zu Stars, sie werden weltberühmt für Augenblicke: Das war mal Michail Chodorkowskij, danach waren es die Frauen von Pussy Riot, dann die Pilotin Nadija Sawtschenko. Was die Gefangenen, die der Dokumentarfilm zeigt, von

Putin halten, weiß man nicht, doch das ist auch egal, denn der Film spricht nicht von der Politik, er spricht vom Leben. Einem sehr russischen. Nicht nur „Kultur“ und „Knast“ sind da Verwandte, auch das Wort „Russland“ gehört zu dem Wort „Lager“ wie ein Bruder, da beinahe jede russische Familie einen Angehörigen im Lager hatte. Und doch redet man selten in russischen Familien über die toten und verschleppten Großväter oder den Onkel, der noch lebt und wegen drei geklauter Wodkaflaschen sitzt. Deshalb hört man in Russland auch wenig von „Kalina Krasnaja“. Aus einem so tabuisierten Thema macht man noch keine Propaganda, deshalb auch nicht aus diesem Wettbewerb.

Die letzten Szenen dieses Films gehören dem Dieb und Rapper Anatolij. „Hier schlägt man dich nicht mehr, hier gibt es keine Isolationszellen“, sagt er und meint mit „hier“ die Freiheit. Natalia Abaschkina, die Regisseurin von „Kalina Krasnaja“, besucht ihn nach seiner Entlassung. Ein Happy End ist es dann nicht. Denn Anatolij weiß nicht mehr, wie leben geht. Er ist kaputt. Im Off kommt seine Stimme, er rappt: „Das ist mein Land“ und „das ist Russland“. Nichts anderes zeigt seine Geschichte, zeigt der Film. ANNA PRIZKAU

Ab Donnerstag in ausgewählten Kinos, die sich unter www.singers-and-murderers.com finden.